

Ein schweizerisches Kunst- und Jahrbuch

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **3 (1913)**

Heft 5

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633767>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und feige hatte ich zu meiner eigenen Beruhigung hinzugefügt: Es hat ja niemand gesehen, wie du den Stein in deinen Schneeball legtest und niemand kann von dir mehr als von einem anderen behaupten, daß du es getan hast!

Nein, niemand als ich konnte es sagen, niemand hatte mich im Verdacht, war doch meine Ungeschicklichkeit notorisch. Und so schwieg ich denn und ließ den Verdacht auf allen anderen und besonders auf den drei Mitschuldigen ruhen. Diese drei berieten sich mit den Augen, doch ohne auf den Gedanken zu kommen, nach meiner Seite hin zu blicken. Kein Zweifel, sie ahnten nichts. Was mich betraf, so trug ich dazu Sorge, auf die andere Seite zu sehen.

„Ich wiederhole es,“ sagte Herr Buille in gleichem, keiner Wandlung fähigem Tone, „wenn niemand eingestehen will, so wird die ganze Klasse gestraft. Uebrigens sind alle mehr oder weniger im Fehler, ist es doch nicht fürs erstemal, daß man Euch verbietet, die Immobilien und die Vorübergehenden mit euren Geschoßen zu belästigen.“

Ich warte fünf Minuten; wenn diese vorüber sind, so werde ich strenge verfahren.“ Er zog seine große silberne Uhr aus der Tasche und hielt sie in der Höhlung seiner Hand; ihm zur Seite wendete und drehte Herr Nestor in der feinen das Corpus delicti und betrachtete es mit einer Art Abscheu, gleichsam, als wolle er ihm Vorwürfe machen, daß es ihn in solche Unannehmlichkeiten verwickelt habe. Der kleine Mann hatte ein gutes Herz, und wenn das Feuer seines rasch aufwallenden Zornes verrauchte, so hätte er am liebsten selber um Gnade gefleht.

So zog er denn den Schulmeister am Ärmel, richtete sich auf den Zehenspitzen in die Höhe und flüsterte diesem einige Worte ins Ohr. Aber Herr Buille, kalt und unverföhlich wie das Gericht, machte ein ablehnendes Zeichen, ohne die Zeiger seiner Uhr aus den Augen zu lassen.

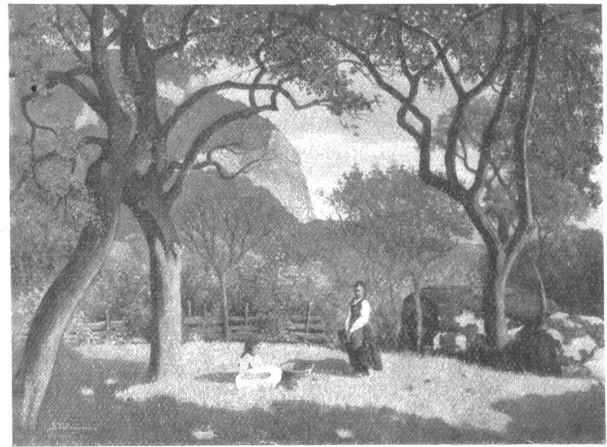
„Herr Lehrer!“ sagte jetzt plötzlich der dicke Justus Matthey, die Hand erhebend.

Da der Lehrer weder hörte noch hinsah, stieß ihn Herr Nestor mit den Ellbogen an, um ihn darauf aufmerksam zu machen.

„Herr Lehrer, da ist einer, der etwas zu sagen hat,“ sprach er.

„Nun gut — meiner Treu, um die Wahrheit zu sagen,“ begann der dicke Justus mit lauter und vornehmlicher Stimme, „so ist mein Schneeball einer derjenigen, die in ihren Milchbehälter gefallen sind, Herr Nestor; aber ich versichere Ihnen, daß nicht der kleinste Stein darin war, mein Ehrenwort drauf!“

„In meinem ebenjowenig!“ erklärte seinerseits mein Vetter Ali Perret, einer der Geschickten der Kotte. „Er ist auch in



Gustav Vollenweider, Bern. — Obstgarten.
Verkleinerte Wiedergabe aus dem Jahrbuch für Kunst und Handwerk.

den Schornstein gedrungen, das ist wahr, aber es ist nur Schnee gewesen, gar nichts anderes, ich kann drauf schwören!“

„Ich auch, ich kann drauf schwören!“ verteidigte sich jetzt ebenfalls Hirschy von Coeudres, ein großer, kräftiger Bursche, der uns alle fast um Haupteslänge überragte und eine gekräufelte Stirnlocke von der Farbe einer roten Rübe hatte. „Ich, ich mache ehrlich Spiel. Wenn ein Stein zum Schornstein herunterkam, so war er in einem anderen Schneeball, nicht in meinem, Ihr könnt' drauf zählen!“

Ganz beruhigt und völlig geneigt, zu vergeben und zu vergessen, hatte Nestor den Stein verstoßenerweise in die Hofentaschen verschwinden lassen; man merkte gleich, daß ihm nichts angenehmer gewesen wäre, als damit die ganze Angelegenheit erledigt zu wissen. Aber der Herr Lehrer faßte die Sache nicht so auf.

„Bier Minuten sind verstrichen!“ verkündete er in seinem unveränderlichen Tone. „Drei von euch haben ihren Fehler eingestanden, aber es erübrigt uns jetzt noch, denjenigen zu kennen, der am meisten Schuld trägt. Dieser hat nur noch eine Minute, um sich bekannt zu geben! Er rede, da sonst die ganze Klasse bestraft wird!“

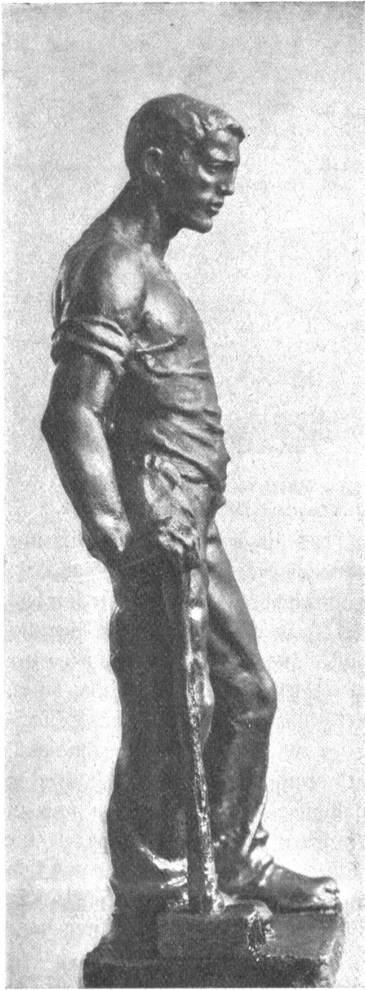
Die Qualen der Verurteilten können kaum schlimmer sein als diejenigen, die ich in dieser kritischen Minute litt, welche mir zugestanden war, um meinen Fehler durch offenes Bekenntnis zu tilgen. Das Gute und Böse in mir fochten einen erbitterten Kampf. Bekenne freimütig, sagte mir mein Gewissen. Bekenne, daß du es warst, der seinen Schneeball mit einem Stein beschwerte, um leichter das Ziel zu treffen; sage, daß du es getan hast, ohne an die Folgen zu denken, die daraus entstehen könnten, — was ja auch wahr ist. Aber dulde nicht, daß deine Mitschüler bestraft werden! Fortf. folgt.

Ein schweizerisches Kunst- und Jahrbuch*).

Der schaffende Künstler will und kann des Publikums nicht entbehren, das seine Kunst versteht, das seinen Werken mit warmfühlemdem Herzen gegenübersteht. Man gebe mir

*) Schweizerisches Jahrbuch für Kunst und Handwerk 1912. Herausgeber Wilhelm Stog, Biel. Redaktion und Schriftleitung Hermann Köthli-Berger, Bern und Albert Bauer Zürich. Preis Fr. 10.

eine andere Deutung als die, daß der Künstler mit seinen Werken den Mitmenschen die Freudenquellen der Schönheit erschließen will, aus denen er selbst, als ein Gottbegnadeter, mit vollen Zügen trinkt. — Es ist wahr, die Zeiten sind vorbei, da das Verhältnis zwischen Künstler und Publikum das der harmonischen Einheit war. Die Kulturforscher ver-



Hermann Hubacher, Bern. Der Schmied.
Aus dem Jahrbuch für Kunst und Handwerk.
Verlag W. Stotz & Cie., Biel.

sonnenlichten Höhen, wo die Schönheit tront. Sicher nur bauen die ihre Brücken, die Positives schaffen, die freundliche Dienste leisten, die hinweisen und aufmerksam machen im Sinne der Einladung, nicht der Nötigung und Kränkung.

Ich freue mich, dieses Positive im „Schweizerischen Jahrbuch für Kunst und Handwerk auf 1912“, das ich hier besprechen soll, zu finden. Es ist ein Buch für das Publikum, nicht eines das herabsteigt, gewiß nicht, sondern eines das heraufwinkt: Kommt, ich zeige euch was Schönes! Mich freut, wie gesagt, das freundlich Einladende; die Kunst, die sich vornehm hinter Gittertore, dicke Mauern und schwere Schlösser zurückzieht und wären es auch bloß die geistigen des „l'art pour l'art“-Standpunktes, entbehrt für mich des Reizes.

Das Einladende des Kunst-Jahrbuches liegt zunächst in seinem Außern, in seiner Ausstattung überhaupt. Vornehm und schlicht-unaufdringlich zugleich, und dabei weckt sie das sichere Gefühl, daß hier ein Geschmack gewaltet hat, dem man sich unbedingt anvertrauen kann. So vertieft man sich gern in die Blätter und überläßt sich ihrem Eindruck, bis man gesättigt und befriedigt ist für das eine Mal. Und es werden viele Male daraus, schöne Abend- und Sonntagstunden, ich spreche aus Erfahrung.

Daß das Jahrbuch reich illustriert ist, versteht sich von selbst. Gut ein halbes Hundert Künstler kommen zum Wort. Angenehm fällt dabei neben der glücklichen Auslese die Raumbehandlung bei der Platzierung der Bilder auf; da ist deren Wirkung auf das Auge auf das feinste ausgedacht; nicht minder sorgfältig ist das Papier ausgewählt und ist das Re-

heßen der Welt zwar wieder eine Blütezeit der Kunst im Sinne der Antike, der Gotik. Heute aber braucht es Brücken zwischen Volk und Künstler. Gewiß. Aber wie es sinnlos ist, die einzelnen Menschen für die Unzulänglichkeiten unserer Kultur verantwortlich machen zu wollen, so ist es töricht, das Publikum, das unsere Künstler nicht verstehen könne oder wolle, zu verachten oder gar als fade und dumm zu beschimpfen. Die Erkenntnis scheint mir richtig bei der Beurteilung des Verhältnisses zwischen Publikum und Kunst, daß bei unserer heutigen wirtschaftlichen Einrichtung eine Harmonie niemals zu stande kommen kann. Denn heute ist die allgemeine Arbeitsweise auf Profit und Dividende eingestellt; in dem surrenden Räderwerk des Tages wird auch das letzte Körnlein Kunstsehnucht der Masse zerdrückt und zerrieben werden. Darum, meine ich, darf man nicht schimpfen. Schimpfen ist die schlechteste Erziehungsmaßregel, und erziehen will ja die Kunst, hinaufziehen zu den

produktionsverfahren überwacht worden. Der Druckerei Benteli gebührt hier mit der Schriftleitung ein volles Lob.

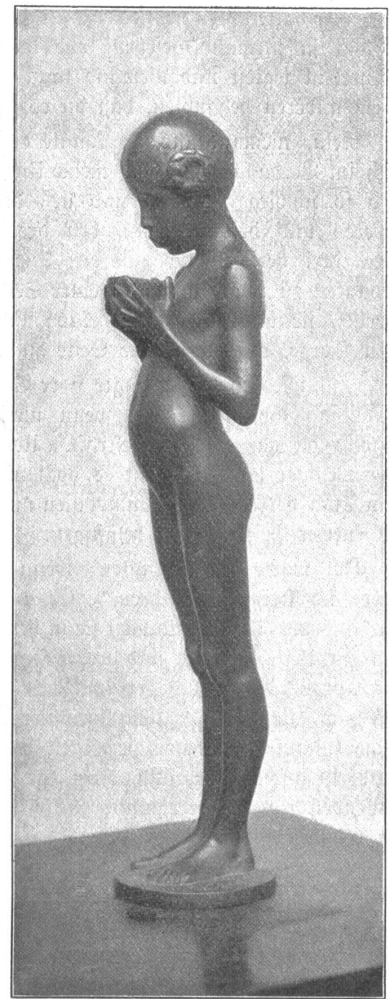
Ich habe die glückliche Auslese betont; die Redaktion erklärt in ihrer „Einführung“, daß ihr dabei nur die Qualität, nicht irgend eine Richtung Maßstab war. Daß dieser Maßstab ein persönlicher bleiben mußte, ist selbstverständlich. Nach meinem Empfinden hält er auch der Prüfung stand.

Ferdinand Hodler schafft die Stimmung des Buches. Ein Duzend Studien zu bekannten Porträts, Gruppenbildern und Fresken sind gegeben. Und da berührt es mich wieder angenehm, daß jede polemische Note unterdrückt ist. Wie leicht wäre es gewesen, die

„Kunstunverständigen“ herauszufordern: Seht, das versteht ihr nicht! Hodler ist hier durchaus rein und groß gezeigt. Im Betrachten seiner Bildnisstudien gewinnen wir die Gewißheit, daß

es zu Hodlers Kunst auch für uns gewöhnliche Sterbliche einen Weg gibt. Freilich will ich gleich gestehen, daß ich heute nun schon unter dem Eindruck der Publikation die Dinge betrachte, in der Hodler selbst in schlichter Genialität und Verständlichkeit das Wesen und Ziel seiner Kunst beschreibt. Ich meine den Aufsatz Hodlers „Ueber die Kunst“, den kürzlich der „März“ veröffentlicht hat. Mit Vergnügen stelle ich fest, daß Hermann Röhlißbergers Text über Hodler und seine Studien durchaus im Sinn und Geist der Kunsttheorie des großen Meisters selbst gehalten ist, ein Beweis, daß die Interpretation der Hodlerschen Kunst in guten Händen lag. Röhlißberger hat im fernern zu Albert Weltis Radierungen und zu den Kinderstudien von Albert Anker Schönes geschrieben; er hat Hans Brühlmanns frühverbliehener Kunst mit warmen Worten gedacht und über die „Schweizerische Plaketten- und Medaillenkunst“ in einem gehaltreichen Aufsatz abgehandelt.

Um gleich den Bericht über den geschriebenen Teil vollständig zu machen: Neben diesen Aufsätzen steuert C. A. Voosli einen interessanten Text über die Schweizerischen Kunstausstellungen bei, beschreibt A. Bauer das Landhaus des Malers C. Cardinaux in Muri, das Werk des Berner Architekten Otto Ingold, und gibt in seiner stilfrischen „Handwerkerpredigt“ den Kunstgewerblern Anregungen zu einem neuen Stil. — All diese Texte lassen die Einheitlichkeit der Anschauung nicht vermissen, und sie stärken so mit der Einheit der Illustrierung die Geschlossenheit des Werkes.



Walter Mettler, München. Warme Milch.
Aus dem Jahrbuch für Kunst und Handwerk.
Verlag W. Stotz & Cie., Biel.

Der Herausgeber Wilhelm Stoz in Biel verheißt uns durch die Redaktion eine lange Folge seines Jahrbuches. Jahr



Albert Anker †. Kinderstudie.
Aus dem Jahrbuch für Kunst und Handwerk.

für Jahr will dieses Ernteschau halten auf dem Boden der nationalen Kunst. Es will die Freunde der Kunst zusammen halten, ihre Schar mehren; es will die reichen Privaten und den Staat an die Pflichten mahnen, die Besitz und Macht je und je der Kunst gegenüber auferlegt haben; es will die Gewerbetreibenden aller Zweige ermuntern, es mit Qualitätserzeugnissen zu versuchen; hierin, nicht im billigen Massenfabrikat liege die Zukunft der schweizerischen Industrie und des schweizerischen Gewerbes — ein Hinweis auf unsere blü-

hende Schokoladeindustrie, die heute nur noch mit Qualitätsware den Weltmarkt behauptet, hier beigefügt werden könnte.

Ich wünsche aus aufrichtigem Herzen dem Unternehmen



Chr. Baumgartner, Bern. Der Brienzertsee.
(Verkleinerte Wiedergabe.)

Glück und Bestand. Es liegt eine schöne Summe christlichen Wollens, aber auch ein entsprechendes Können darin. Schon darum verdient es unser aller Sympathie. Was mir diesen Wunsch aber recht eigentlich zu einem persönlichen macht, das ist die Hoffnung, es werde in der angefangenen Weise weiterfahren, Steg und Brücke zu sein, die uns leicht und gefahrlos — eben darum gefahrlos, weil das Buch nicht dociert und polemisiert, sondern bloß hinführt und hinweist — mit dem Künstler verbinden. H. B.

Bergchilbi auf Tschuggenalp.

Der echte Bergsteiger verbringt seine freie Zeit am liebsten in der weltfernten Einsamkeit der Berge; von hohem Gipfel herab, allem Irdischen entrückt, genießt er die hehre Schönheit: er wandert träumend durch rauschende Wälder, grüne Matten; er sauft auf Skiern durch die weiten Schneefeld, durch des Bergwaldes unerhörte Pracht. Zu Zeiten jedoch erinnert er sich, daß er eigentlich auch zur Rasse der Homines sapientes gehöre; dann verspürt er plötzlich ein unendliches Sehnen nach urchiger Gemütlichkeit, nach quellfroher Heiterkeit und holder Weiblichkeit — in diesem Zustand ist er immer zu haben für die Veranstaltung einer Chilbi. Zwar soll es auch Asketen geben, die mitteilidig lächelnd auf solche Massenbelustigungen blicken, die harte Lager in irgend einer Hütte dem weichsten Bett vorziehen, in deren Ohren das Sausen des Bergwinds unendlich lieblicher tönt als die zartesten Laute aus Frauenmund — des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Schon lange vor dem wichtigen Tag herrscht lebhaftes Treiben: der hohe Vorstand berät in zahllosen Sitzungen die Geschicke des Vereins, der Kassier denkt mit Grauen an ein mögliches Defizit, die Klubgenossen rennen mit geheimnisvollen Gesichtern umher, in kleinem Zirkel wird eifrig die Kostümfrage besprochen und über alle dem verrinnt die Zeit.

Ein trüber Nachmittags, der Himmel mit schweren Wolken behängt, hin und wieder prasselt ein Regenschauer über die ruhige Stadt — nicht gerade einladend für den festlichen Abend. Träge schleichen die Stunden vorbei, die Dunkelheit bricht an, das Nachtesfen geht vorüber, nach hartnäckigem Kampf mit den Lücken des Kostüms führt irgend eine Fahrgelegenheit uns ins festlich erleuchtete Kasino.

Noch ist die Halle fast leer, vereinzelte Gestalten flattern umher, glänzende Augen verraten gespannte Erwartung. Neue Ankömmlinge tauchen auf, tief verumummt; aus der grauen Hülle entschlüpft ein farbenprantgender Schmetterling — husch! die Treppe hinan, wo strenge Wächter mit Argusaugen lauern, hinein in den lichterfüllten, harzdurchdufteten Saal. Tannen überall, auf den Treppen, im Saal, zu Seiten der Bühne, im Hintergrund schwingt sich des Riesens stolze Pyramide empor, daneben das königliche Dreigestirn; ein paar armjelige Schneeflecken wecken bittere Erinnerungen an Schneenot und grausam zerstörte Pläne.

Das Brausen schwillt. — Nun hebt auf der Stiege hastig Rennen und Lachen an, Musikanten schieben sich über die Schwelle, beginnen einen Tanz; unter Vortritt eines schneeweißen Zickleins zieht die Appenzeller Burestuba durch den Saal, die Sennen stattlich angetan mit gelben Samthöschchen und leuchtendroter Weste, die Kermel aufgekrempelet, als ob's zum Schwingfest ginge, trotz aller Farbenpracht doch weit überstrahlt von ihren Zischgelis: unter der schwankenden Schwarzhaube gerötete Gesichter, das farbige Nieder von reichem Silbergehänge verdeckt, über dem zierlich gefalteten Rock ein kokettes Schäubchen, die zarten Füße in winzige Schuhe gehüllt, zum Anbeißen schön.

Doch schon reihen sich die Paare zur Polonaise; unter Anführung eines behäbigen Großbauern windet sich die lange Schlange durch den Saal; links und rechts fliegen die Augen, möchten alles erhaschen und werden ob all dem Schauen ganz wirblich. — Wirklich ein wundervolles, farbenfattles Bild: schlanke Appenzeller neben behäbigen Bauern im